

Wohl aber ist

3. die europäische Verbreitung der kosmographischen Arbeit des Honterus<sup>43)</sup> der glänzende Beweis für einen von der Schweiz ausgehenden anonymen Aktionsradius dank dem Weitblick des großen Zürcher Buchdruckers Christoffel Froschauer<sup>44)</sup>.

---

## Calvin und Servet.

Von HANS MARTIN STÜCKELBERGER.

Die vorliegende Arbeit beruht nicht auf Quellenforschung im eigentlichen Sinn, sondern stützt sich auf die Darstellung einiger umfangreicher Werke, deren Benutzung wohl nicht jedermann möglich ist. Und doch besteht die Notwendigkeit, die protestantische Leserschaft genauer über eines der umstrittensten und wichtigsten Kapitel in der Reformationsgeschichte, eben den Fall Servet, zu informieren, weil es kaum eine Frage gibt, in der soviel verschiedene und soviel unzulängliche Meinungen vertreten werden, wie inbezug auf den Tod, den jener schwer zu beurteilende Spanier zur Zeit Calvins in Genf erlitten hat. — Die vor allem benutzten Werke sind folgende: 1. E. Doumergue: „Jean Calvin, les hommes et les choses de son temps“, tome sixième. 1926. 2. H. W. N. Tollin: „Das Lehrsystem Michael Servets“, 3 Bände. 1876. 3. E. Staehelin: „Johannes Calvin, Leben und ausgewählte Schriften“, 2 Bände. 1863. 4. „Johannes Calvins Lebenswerk / in seinen Briefen“, herausgegeben von Rudolf Schwarz und Paul Wernle. 2 Bände. 1909.

Wer wüßte nicht, daß der Spanier Michael Servet im Jahre 1553 in Genf als Bekämpfer der christlichen Dreieinigkeitslehre auf dem Scheiterhaufen das Martyrium erlitten hat? Wer aber besitzt eine genauere Kenntnis der Schriften dieses Mannes, wer eine Vorstellung von ihrer unendlichen Kompliziertheit, von den tausend Widersprüchen, die eine Wiedergabe seiner Anschauungen beinahe unmöglich machen?

---

<sup>43)</sup> Außer in Zürich erschienen Nachdrucke der mit Karten ausgestatteten *Rudimenta cosmographica* in Antwerpen, Prag, Duisburg und Köln, der letzte vielleicht noch 1610. Vgl. die Bibliographie von Netoliczka bei Trausch-Schuller a. a. O. S. 209ff. Dazu G. D. Teutsch a. a. O. S. 141f. Letztlich Kurt Krause, Die Anfänge des geographischen Unterrichts im XVI. Jahrhundert (Gotha 1929), S. 31ff.

<sup>44)</sup> Über Froschauer vgl. neuestens Wilhelm Wartmann in dem unter Mitwirkung des Stadtrates herausgegebenen Band: Zürich; Geschichte, Kultur, Wirtschaft (Zürich 1933), S. 185.

Wer kann den Anspruch erheben, diese Ideen verstanden zu haben, für die der unglückselige Gegner des großen Reformators zwanzig Jahre lang gestritten hat, und die er schließlich mit dem qualvollsten Tod bezahlen mußte? Es kann sich nur um einen Versuch handeln, wenn wir es unternehmen, nicht nur den geschichtlichen Verlauf, sondern auch die dogmatischen Auseinandersetzungen dieses erschütternden Kampfes darzustellen.

Schon die erste Schrift Servets stellt uns vor große Schwierigkeiten. Mit sechzehn Jahren hatte er 1526 in Toulouse zum erstenmal die Heilige Schrift zur Hand genommen und sich in den folgenden fünf Jahren, als Begleiter des Beichtvaters Karl V., des Franziskaners Juan de Quintana, weiter mit der Bibel beschäftigt. Im Jahr 1530 finden wir ihn auf dem denkwürdigen Reichstag in Augsburg und im Herbst des gleichen Jahres in Basel, wohin er sich, vermutlich infolge eines Zerwürfnisses mit seinem bisherigen Begleiter, begeben hatte. Daß seine Anschauungen mit denen der katholischen Kirche nicht mehr übereinstimmten, hatte Servet schon lange erkannt, vielleicht hoffte er auf größeres Verständnis bei den Lutheranern, und als er sich auch darin getäuscht sah, mag er aus dem Bestreben mit den Reformierten in Fühlung zu treten, in die Schweiz gekommen sein. Hier erschien jedenfalls seine in Hagenau bei Johannes Selcevius gedruckte erste Schrift mit dem herausfordernden Titel: „De trinitatis erroribus“. Was das Büchlein an Geist entbehrt, das ersetzt es reichlich an Heftigkeit. Etwas so Radikales und Aufwühlendes war schon lange nicht mehr gedruckt worden, so daß sich Ambrosius Blarer und Bucer, ohne doch den Verfasser zu kennen, mit wahrer Entrüstung darüber ausdrückten. Es mußten sich ja auch die Reformierten besonders kompromittiert fühlen, da — wie Doumergue sagt — Servet für die Katholiken einfach ein protestantischer Ketzler war. Auch Zwingli wurde auf den jungen Verfasser der „Irrtümer“ aufmerksam und warnte seinen Freund Oekolampad vor diesem Geist, der die ganze Christenheit in Aufruhr bringe; denn da nach den Behauptungen Servets Christus nicht wahrer Gottessohn von Ewigkeit her sei, so könne der Herr und Meister auch nicht unser Erlöser sein. Servets Werklein beschäftigte auch den Basler Rat, der Oekolampad beauftragte, darüber zu referieren, was er in sehr gemäßigten, aber nicht unbestimmten Worten tat. Der Spanier sehe eben die Göttlichkeit Christi nur in einer stärkeren Erleuchtung durch den heiligen Geist, nicht in seiner Natur. Man möge

deshalb den Verfasser veranlassen, schriftlich seine Irrlehre zu widerrufen, ihn aber im übrigen milde bestrafen. Dies geschah, indem das Buch, dessen Verkauf in Lyon vorgesehen war, beschlagnahmt wurde. Anscheinend sehr bereitwillig unterwarf sich Servet auch dem verlangten Widerruf, den er in einer kleineren Schrift alsbald publizierte, mit der Bemerkung, daß er seine Ansichten nicht etwa aus dem Grund zurücknehme, weil sie falsch, sondern weil sie unvollkommen seien, geschrieben gleichsam von einem Unmündigen für Unmündige. Welch ein gutes Gewissen er dabei besaß, geht aus dem Umstand hervor, daß er das ungemütlich gewordene Basel verließ und fortan unter dem Decknamen „Villanovanus“ in der Welt umherirrte. Ganz ohne Beziehung auf ihn selber war übrigens das Pseudonym nicht. Sein Träger entdeckte darin wenigstens seine Heimat, Villaneva de Sixena in Aragonien, wo er 1511, nach guten Vermutungen am 29. September, zur Welt gekommen war.

Nur strichweise läßt sich im folgenden Zeitraum von zwanzig Jahren Servets Spur aufzeigen, und doch trat er ab und zu einmal deutlich in den Vordergrund, meist allerdings durch einen Streit, der manchmal in einem Prozeß endigte, oder durch eine Publikation, die beweist, daß er sich mit Medizin, Naturwissenschaft und Astrologie beschäftigte. Und im Anfang dieser beiden teilweise im Dunkel liegenden Jahrzehnte führte ihn sein Weg auch einmal mit Calvin zusammen unter Umständen, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Es war anno 1534 in Paris. Calvin bekannte sich damals bereits unter Lebensgefahr zum Evangelium. Die öffentliche Verbrennung der Ketzer hatte kurz vorher ihren grauenvollen Anfang genommen. Zu den Gegnern der Messe gehörte auch der spanische Arzt Villanovanus, der sich als wahren Reformator anpries und ebenfalls nicht ohne Gefahr seine Überzeugung kundgab. Der Vertrauensmann der kleinen evangelischen Gemeinde, Jean Calvin, hätte in ihm wohl einen Kampfgenossen finden müssen, wenn nicht in Servets Lehren allerlei Ausdrücke aufgetaucht wären, die schweres Ärgernis hervorriefen. Calvin entsetzte sich, als er davon hörte und wollte den Spanier von seinen Irrtümern überzeugen. Dieser selbst schlug ihm sogar vor, die Streitfrage in versammelter Gemeinde zu verhandeln. Wie hätte der Franzose damit nicht einverstanden sein sollen. Er fand sich zur verabredeten Stunde pünktlich ein, aber kein Servet erschien, vermutlich, weil er nach seiner Art plötzlich wieder von etwas ganz anderem ergriffen wurde, das ihm eine Aussprache mit

Calvin nebensächlich machte. Er ahnte freilich nicht, daß dies Versäumnis 19 Jahre später bei seinem Gegner die alte Abneigung wieder erwachen ließ. Als ihn dieser im Kerker besuchte, rief er ihm das leichtsinnige Verhalten wieder ins Gedächtnis zurück. So endete die erste Begegnung der beiden Männer.

Die Öffentlichkeit hatte, wie es scheint, von diesem Ereignis und auch von der kirchenfeindlichen Gesinnung Servets keine Kenntnis erhalten, und dieser zeigte sich im Folgenden selber bemüht, jeden Verdacht zu entkräften. Beinahe zwanzig Jahre spielte er die Rolle eines orthodoxen Katholiken und gewann auch bei der altgläubigen Kirche das Ansehen eines solchen. Nicht zufällig, denn als der evangelisch gesinnte Anatom und Botaniker Leonhard Fuchs mit dem gutpäpstlich gerichteten Gelehrten Symphorianus Campegius in einen wissenschaftlichen Streit geriet, nahm Servet Partei für diesen in einer eigenen Schrift, betitelt: „Brevissima Apologia Symphoriani Campegi in Leonhardum Fuchsum“ (1536). Mit ergebener Treue kämpfte hier der Verfasser für die katholische Kirche, „wie ein Sohn für seine Mutter“, und verwarf im gleichen Büchlein die lutherische Rechtfertigungslehre, für die er sich in Basel bei seinem Widerruf der „Irrtümer“ ausdrücklich erklärt hatte.

Wohl am besten in diesem Zusammenhang läßt sich die Bemerkung einflechten, daß die Entdeckung des Lungen-Blutkreislaufes durch Servet sehr in Frage gestellt werden muß. Mit welcher Sicherheit ist sie doch von allen Calvingegnern, die aus purer Feindschaft zum Genfer Reformator schon das vollkommenste Vertrauen in Servet besitzen, angenommen worden. Indessen bezeichnet M. Ch. Richey einen solchen Fund durch Servet als das Wunder aller Wunder, weil es aus den gelegentlichen Studien des spanischen Arztes gar nicht zu erklären sei. Er selber nahm den Ruhm für diese wissenschaftliche Tat gar nicht für sich in Anspruch, erwähnte sie vielmehr als feststehende Tatsache in einem völlig unmotivierten Zusammenhang. Mitten in einem Exkurs über das Walten des heiligen Geistes taucht plötzlich in seiner „*Restitutio christianismi*“ diese Entdeckung auf, wie gesagt, ohne Beweis, aber mit klaren Worten unzweideutig ausgesprochen, und zwar zum erstenmal in der ganzen Weltliteratur. Also könnte vielleicht Servet doch der glückliche, mehr zufällige Entdecker sein. Erst sechs Jahre später formulierte ein anderer das gleiche epochemachende Factum zum zweitenmal, in einem wissenschaftlichen

Werk, das Papst Paul IV. mit einer vielsagenden Widmung überreicht wurde. Dieser andere war Realo Colombo, ein weitberühmter Anatom jener Tage, und die Dedikation an Paul IV. enthielt die Mitteilung des Verfassers, daß er sich schon etliche Jahre mit dieser Untersuchung beschäftigt habe und sich nun freue, das Ergebnis seiner Forschungen „Eurer Heiligkeit“ zu unterbreiten. Wir wollen Servet nicht unrecht tun, aber ob wir an seiner Entdeckung des Lungen-Blutkreislaufes festhalten dürfen, ist mehr als fraglich. Doumergue vermutet, daß ihm dieser Fund durch Studenten zugetragen worden sein könnte. Auch den Dokortitel hat der Spanier wahrscheinlich nicht durch einen ordentlichen Studiengang erworben, sondern eher durch Kauf, wenn er ihm nicht einmal verliehen wurde.

Seine medizinischen Kenntnisse dürfen wir deshalb nicht gering einschätzen. Er besaß als Arzt ein wirkliches Ansehen und hat sich durch Ausübung seiner Praxis offenbar leicht seine Mittel erworben. Im Jahr 1537 verwickelte er sich allerdings in Paris in einen gefährlichen Streit mit der ganzen Fakultät, die er mit der ihm eigenen Kühnheit der völligen Unwissenheit anklagte, da sie sich der Astrologie gegenüber so ablehnend verhalte. In einer „Apologia“ suchte er zu zeigen, wie Medizin und Astrologie nicht zu trennen seien und wurde dieser Behauptungen wegen eingeklagt. Es setzte einen Prozeß ab, der mit einer Verurteilung des in der „Apologie“ vertretenen Standpunktes endigte. Der fehlbare Villanovanus mußte seine Schrift zurücknehmen und verließ darauf das auch wieder etwas ungemütlich gewordene Pflaster von Paris. Drei Jahre hielt er sich in Charlieu auf, bis ihn eine Einladung des Erzbischofs Pierre Palmier von Vienne in dessen Residenz rief. Etwa seit 1540 also befand sich Servet in der unmittelbaren Umgebung seines hochgestellten Freundes, wohnte in dessen engster Nähe, besuchte am Morgen andächtig die Messe und vertraute am Nachmittag seine ketzerischen Gedanken in aller Verborgenheit dem verschwiegene Papier an: „O bête! la plus scélérate des bêtes, la plus impudante des courtisanes ... Synagogue de Satan!“ Doumergue fügt zu diesem von A. Roget zitierten Ausruf hinzu, es habe selten in der Geschichte einer gelebt, der so lange und so heuchlerisch die Welt und seine Freunde zu täuschen vermochte.

\* \* \*

Wir sind auf den Inhalt der ersten Servetschrift (*De trinitatis erroribus*) nicht weiter eingegangen. Nun aber gedenken wir auf seine

theologischen Ideen näher einzutreten, weil wir mit unserer Darstellung bis zu jener Epoche gelangt sind, in der das entscheidende Werk des unglücklichen Mannes entstanden ist. Es genügt nicht, Servet einfach als Antitrinitarier zu bezeichnen, wenn er es schon mit ganzer Seele gewesen ist, aber doch nicht nur das. Die Person Christi bleibt doch im Denken Servets so sehr Mittelpunkt, daß man beinahe behaupten könnte, seine Dogmatik lasse sich in die Worte zusammenfassen: „Christus alles in allem“. Auf jeder Seite muß er wieder von diesem Christus anfangen, immer geht er dabei zu neuen Bestimmungen über, immer lehnt er die Trinität wieder ab, kommt ihr aber unvermutet wieder so nahe, daß stellenweise kaum mehr ein Unterschied zur kirchlichen Lehre wahrgenommen werden kann, oder sagen wir besser, von unseren modernen, für andere Dinge geschulten Augen nicht mehr bemerkt wird. Dazu arbeitet er sein System fünfmal um, gelangt wieder zu neuen Ergebnissen, meist zugunsten der kirchlichen Verkündigung, die er aber im entscheidenden Augenblick doch mit den unflätigsten Worten beschimpft und durch groteske Vergleiche derart entstellt, daß man gewiß nur in der Gottlosen-Literatur Ähnliches fände. Einem Satz ist er bei allen Widersprüchen allerdings treu geblieben, daß nämlich ein dreieiniger Gott ein theologisches Monstrum sei, das von den einfachen Weiblein in Palästina nie verstanden worden wäre und also auch nicht evangelisch sein könne. Diese Spekulation ist, nach Servet, in der verhängnisvollen Stunde entstanden, da die christliche Kirche durch Konstantin zur Reichskirche erhoben wurde. Gott ist nur Einer, verschieden von der Welt und dennoch in all seinen Geschöpfen lebend und wirkend, und die beiden reinsten heilsgeschichtlichen Offenbarungen dieses einen Gottes sind: der Mensch Jesus und der Pfingstgeist, beide sind ethische Mächte, die eine als göttlicher Heiland, die andere als göttlicher Beistand. Der Ausdruck „Mensch Jesus“ wird vom Verfasser immer wieder gebraucht, aber es soll niemand vermuten, er wolle damit die Gestalt Jesu der wesenhaften Göttlichkeit berauben, denn dieser Mensch ist der Gesalbte Gottes, ja ist Gottes Sohn. Gott selber erscheint in Christus. Wörtlich sagt Servet: „Mit so hoher Herrlichkeit hat der Vater den Sohn geschmückt, daß er nicht nur selber Gott von Gott ist, sondern auch ein Gott, aus dem ein anderer Gott, der heilige Geist, hervorgeht.“ Ist das nicht auch das Bekenntnis der Reformatoren gewesen? Aber leider wird diese Stelle durch den Nachsatz wieder verdächtigt, in dem es heißt, auch wir seien Götter, die

aus dem einen Gott hervorgingen. Servet begründet diese Anschauung mit der Johannesstelle: „Wieviele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu heißen, die an seinen Namen glauben.“ Trotzdem dürfen wir Servet nicht den Vorwurf machen, er betrachte Christus nicht anders aus göttlichem Ursprung hervorgehend als das ganze Menschengeschlecht, denn im gleichen Zusammenhang stellt er wieder fest: „Der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott, der Geist ist Gott, aber der Vater ist nicht der Sohn, noch ist der Sohn der heilige Geist.“ Kann man klarer wiedergeben, was der Ausdruck „Trinität“, zu einem ganzen Satz erweitert, eben aussagen will? Es ist wirklich nur noch das bloße Wort „Trinität“, nicht mehr dessen dogmatischer Inhalt, wogegen sich Servet hier wendet, und wer die Genfer Reformationsgeschichte ein wenig kennt, weiß, wie sehr sich auch Calvin im Streit mit Caroli gegen einen bloßen Wortglauben zur Wehr setzte, was Calvin sogar den allerdings sinnlosen Vorwurf eintrug, er stehe nicht auf dem athanasianischen Bekenntnis. Warum mußte denn der hartnäckige Spanier das einmal übernommene und gewiß unvollkommene Wort so heftig anfeinden? Warum sprach er von einem „dreiköpfigen Cerberus“, von einem „monstrum impossible“, von „drei Götzen im Geist“? Er wollte die scholastische Spekulation treffen und ihr das ursprüngliche Verständnis der ersten Christen für die Gottessohnschaft gegenüberstellen, aber seine eigenen Formulierungen, durch die er das Geheimnis der Gottheit Jesu wieder jedem Laien faßlich zu machen sich bemüht, sind umständlicher und verworrener als alle kirchliche Dogmatik. Er verflucht die Arianer, weil sie die Christenheit mit ihrem Gezänk erfüllten, und er selber trägt den alten Streit von neuem in die Kirche hinein. Er behauptet, Frieden bringen zu wollen und bringt den Krieg, er kämpft gegen das Dogma und stellt ein neues, viel konfuseres auf, er bestreitet die Unfehlbarkeit der alten Synoden — warum sollte er das nicht tun dürfen? —, aber er verlangt, daß ihm dafür geglaubt werde, er hält sich für den Erzengel Michael und ist vom Wahn erfüllt, von Gott zur Wiederherstellung des Christentums berufen zu sein. Er erhebt in jedem Augenblick den Anspruch, allein recht zu haben und verändert doch seine alleinseligmachenden Ideen fortwährend, und wo er endlich an etwas festhält, da weiß er im besten Fall nichts Besseres, als was die Kirche schon immer viel klarer und richtiger gelehrt hatte, und zwar mit einer viel größeren Bescheidenheit gegenüber dem göttlichen Geheimnis, das der Mensch nie zu erfassen

vermag. Er geht alle berühmten Männer um ihr Urteil an, schickt ihnen seine Schriften, will sich angeblich von ihnen belehren lassen, gibt auch etwa einmal einen Fehler zu, aber begeht zugleich eine Anzahl neuer. Im Handumdrehen verwandelt er sein gegebenes „Ja“ wieder in ein „Nein“, und doch meint er, es müßten sich alle nur mit ihm beschäftigen und hätten nichts anderes zu tun, als auf eine neue Offenbarung seines ganz sicher von Gott inspirierten Geistes zu warten. Und was in diesem Geist einmal auftaucht, das wird umgehend gedruckt und verbreitet, damit die Wiederherstellung des wahren Christentums, die von den Reformatoren doch nicht recht in Angriff genommen werde, möglichst rasch durch ihn, den auserwählten Michael, zustande komme.

Indessen sind wir mit seinen Gedanken noch nicht zu Ende. Wir wollen es anerkennen, daß die Idee des ethischen Handelns darin von zentraler Bedeutung ist. „Jesus,“ so führt der Verfasser der „Restitutio“ weiter aus, „ist nicht darum Gottes lieber Sohn, weil er etwa die zweite Person der Gottheit wäre, sondern weil er in Kraft seiner heiligen Liebe uns ein herrliches Vorbild gab, indem er ausnahmslos seinen menschlichen Affekt besiegte und den Willen des Vaters erfüllte.“ Jesus ist so bis zum Siege durchgedrungen. Aus ethischen Gründen, nämlich aus Gehorsam gegen den Vater und aus Liebe zu uns, unterzog er sich freiwillig dem Sterben. Gott belohnte diese Tat in der Auferstehung. Durch die freie Liebestat Christi, die allerdings für ihn selber eine moralische Notwendigkeit war, sind wir erlöst. — Der Leser des zwanzigsten Jahrhunderts wird nur schwer begreifen, wie sehr diese letzten Sätze die Reformatoren wieder stutzig machen mußten, und wie sehr sie auch den vorangehenden Erklärungen Servets selber widersprechen. Was glaubt er nun eigentlich: daß Christus Gott ist, wie der Vater, oder daß er nur in besonderer Weise von Gottes Geist erfüllt war und sich durch diesen in seinem ganzen Leben und Sterben führen ließ? Die Frage läßt sich bei der weiteren Lektüre Servets sehr wohl beantworten. Er glaubte das Zweite und zog damit die ganze Erlösungslehre in Zweifel. Schon in seiner ersten Arbeit über die „Irrtümer“ war es zum Ausdruck gekommen und hatte Zwingli und alle seine Freunde erschreckt. Freilich kommt der Spanier der heiligen Schrift wieder näher, wenn er ausführt, daß wir Menschen durch den Geist Christi allein frei würden. „Mit der Freiheit, mit der Christus frei ist, sind auch wir frei, insofern und in dem Maß, als wir beschenkt worden



sind mit seiner Freiheit“. „Wer ohne Christus handelt, der handelt zum vorneherein schlecht. In den Dingen, in denen er uns das Vollbringen versagt, sind wir ohnmächtig. Nun will aber Gott, daß einige Dinge in der Menschen Macht liegen, von andern Dingen will er das wieder nicht. Wenn deshalb im Endgericht die Einen verdammt werden, so geschieht es mit Recht. Sie haben gefehlt trotzdem ihnen etwas gegeben worden war, wodurch sie hätten gerettet werden können.“ Wir sehen, Servet bemüht sich hier, das Geheimnis der Prädestination auf seine Weise zu lösen, gerät aber nur in neue Schwierigkeiten. Er will das Ärgernis der Erwählung, das Calvin so kühn im Vertrauen auf die gewiß unfehlbare Gerechtigkeit Gottes riskiert, umgehen, muß aber doch wieder zugeben, daß es alleinige Gnade sei, wenn Gott seinen Geist gebe, um den Menschen ein gutes Handeln zu ermöglichen. Er tut auch nur solchen gegenüber, von denen er wußte, daß sie glauben würden! Vielleicht leuchtet uns diese Version mehr ein als die schroffe Formulierung durch Calvin, aber jeder Einsichtige erkennt, daß hier das Widerspruchsvolle und Anstößige der Prädestination nur verschoben und verteilt ist; eine Lösung hat auch Servet nicht gefunden. Warum sollten wir uns denn von der Ausdrucksweise Calvins so sehr abschrecken lassen, wenn es doch nur die Unerbittlichkeit in der Formulierung ist, die ihn von allen unterscheidet, die sich der Erkenntnis des unfreien Menschenwillens nicht verschließen konnten?

Schon haben wir in unsern Ausführungen einen andern wesent'ichen Lehrsatz der Reformatoren flüchtig gestreift, den der Rechtfertigung aus dem Glauben. In diesem Artikel entfernt sich Servet wohl am wenigsten von seinen Gegnern; denn daß innerhalb der Christenheit der Glaube an Christus allein unser Heil sein kann, das hat er zu oft in der Bibel gefunden, als daß er sich dagegen aufzulehnen vermochte. Wer hierin anders lehrt, gilt dem spanischen Arzt als ein Heide. Es ist eine besonders feine Stelle in seiner „Restitutio“, wo er ausführt, wie jenes berühmte Wort von der Glaubensgerechtigkeit Abrahams im ersten Buch Mose, 15, 6, zu verstehen sei. Der Glaube, sagt Servet, wurde dem Abraham so angerechnet, wie wenn ein Fürst bei sich den Mut eines Soldaten in Erwägung zieht und ihm aus Gnaden die gute Bewährung als vollbrachte Tat anrechnet. Wir gefallen Gott so sehr, wenn wir an Christum glauben, daß er diese Gesinnung uns zurechnet als Gerechtigkeit, d. h. als ob wir das Gesetz erfüllt hätten. Nie ist jemand durch das Gesetz gerechtfertigt worden. Nun aber zieht der

Spanier wieder seine Folgerungen in die Ethik. Wenn nämlich durch die Sünde im Menschen eine Veränderung bewirkt wird, so ruft auch die Wegnahme der Sünde eine Veränderung hervor. Sollte der, welcher den guten Geist empfangt, sich nicht unterscheiden von dem, welcher ihn entbehrt? Unterscheidet sich das Himmelreich nicht von der Hölle? Und nun werden die Ausfälle gegen Calvin immer heftiger und ungerechter, bis er ihn endlich mit Simon dem Magier vergleicht und ihm vorwirft, er halte die Gebote Gottes nicht. Wir erinnern uns unwillkürlich an Caroli, der dem großen Genfer Theologen nachweisen wollte, er glaube nicht an die volle Gottheit Christi! Merkwürdig, wie sich diese beiden Calvin-Hasser in ihren Anschuldigungen verirrtten. Wäre Calvin leichter verwundbar gewesen, sie hätten unmöglich auf derart unzutreffende Vorwürfe kommen können. Man wird gewiß im Aufeinanderprallen dieser Geister von einer gegenseitigen Verständnislosigkeit sprechen müssen, aber die größere lag sicher auf Seiten Servets. Er vermochte doch wirklich auf niemanden einzugehen, ohne über ihn herzufallen.

All die bisher aufgezählten Differenzen zwischen der Lehre Servets und der Theologie Calvins hätten indessen nicht genügt, das verdammende Urteil gegen den Spanier zu begründen. Der wesentlichste Punkt bleibt uns noch zu bestimmen. Er betrifft Servets Pantheismus. Hier erst scheiden sich die Geister am tiefsten. Alles in der Welt und an der Welt, meint der Unglückliche, habe an Gott Anteil. Ganz in der Terminologie Platons drückt er sich aus, wenn er behauptet, die göttliche Idee gebe jedem Ding seine Gestalt und sein Wesen, und zwar gehe diese Mitteilung der göttlichen Idealität allein von Christus aus. Niemals haben wir in der Welt etwas außer durch Christo. Nirgends haucht Gott ohne durch seinen Geist. So wirkt Gott in jedem Wesen, nur durch verschiedene Weise. Wenn Gott dem Berge befiehlt oder dem Regen, so spricht er zur Gottheit im Berg und im Regen. Freilich ist Gott in Christo auf unvergleichlich herrlichere Weise als in uns oder gar in den Naturdingen, aber seine Freiheit, die Welt zu gestalten wie er will, die Freiheit, ihr zu befehlen, beruht gerade auf dieser Verwandtschaft, die jedes Wesen in einem mehr oder minder hohen Grad mit Gott besitzt. Diese Anschauungen waren für Calvin das große Ärgernis. Es kam darüber zu einem heftigen Auftritt zwischen den beiden Männern. Der Reformator fuhr auf, als die Diskussion im Prozeß auf diesen Punkt führte, und rief entrüstet: „Dann sitzt ja Gott auch in diesen Pflaster-

steinen!“ Servet bestritt das nicht. Wie hätten sich da die beiden Gegner verstehen sollen!

Weniger verhängnisvoll erwies sich Servets Eifer gegen die Kindertaufe. Vielleicht, daß er damit den Widerspruch Calvins noch stärker hervorgerufen hätte, wenn nicht im Kampf gegen den Pantheismus, den Todfeind des christlichen Glaubens, ein viel wichtigeres Gut des Evangeliums zu verteidigen gewesen wäre. Es gab in Zürich Märtyrer für die Wiedertaufe. Servet war der reformierten Kirche gefährlicher als alle Wiedertäufer. Sein Angriff galt nicht mehr nur einem Dogma der Kirche, er ging am Ende gegen die Persönlichkeit Gottes, und wenn schon in den verschiedenen Schriften auch immer wieder von Gott, unserem Vater die Rede ist, so finden sich doch auch Stellen, die der platonischen Philosophie näher kommen und die biblische Wahrheit zum mindesten stark verdunkeln. Daß Servet für die Erwachsenentaufe eintrat, hätte ihm der Genfer Reformator gewiß nicht verziehen, aber nie wäre der Irrende deshalb zum Tod verurteilt worden. Wir staunen übrigens über die hohe Wichtigkeit, die er dem äußeren Taufakt zumißt, denn durch ihn wird dem Erwachsenen, dessen richtige Einsicht erst vom dreißigsten Jahr an möglich ist, das Heil und die göttliche Gnade zuteil, indem Gott nach seinem freien Willen diese Gnade in das Sakrament der Taufe hineinlegt. Wir staunen weiter, wie wenig doch eigentlich Servet bei all seinem Verstand auf die bloße Vernunft abstellt, wie groß sein Glaube an die geheimnisvolle Wirkung einer verborgenen Kraft wieder sein kann. Auch versteht er es vortrefflich auf Calvins Verteidigung der Kindertaufe zu antworten, nur stößt uns dabei die Art und Weise wieder ab, in der Servet seinen Gegner zu vernichten sucht. Da heißt es: „Wie Pharao die kleinen Kinder in den Fluß zu werfen und zu töten befahl, so läßt das Tier (gemeint ist die Kirche) uns alle durch Hineinwerfen in den Fluß der Kindertaufe töten. Jene brachten den Molochgöttern Knaben dar, um von der Feuersbrunst errettet zu werden, uns opfert das Tier von Kindesbeinen an, um immer wieder vom Höllenfeuer verschlungen zu werden, ja von Kindesbeinen an tötet es uns alle, so daß keine Hoffnung mehr übrig bleibt für die Wiedergeburt.“

Wir sind mit der Wiedergabe von Servets Ideen so ziemlich zu Ende und dürfen unsere Leser versichern, nicht alles belastende Material herangezogen zu haben. Wie unzulänglich ist es doch, den Spanier einfach als Antitrinitarier zu bezeichnen; wievielmehr enthalten doch

seine Bücher, als nur die Verwerfung des christlichen Dreieinigkeitsglaubens. Aber sie sticht doch trotz aller besseren Gedanken stets wieder durch und in so heftiger, unversöhnlicher Form, daß dieser bedeutendste und komplizierteste Ketzer auch zu den unverträglichsten gehört und wie kaum einer selber die Schuld an seinem Untergang trägt.

Wenden wir uns nach dieser Betrachtung des Dogmatikers Servet wieder dem Menschen zu. Er selber ist's, der uns im folgenden Abschnitt beschäftigt und unsere innerste Anteilnahme gewinnt.

Seit dem Jahr 1546 suchte Servet eine schriftliche Verbindung mit Calvin, doch wohl eher, um sich mit ihm zu streiten, als in der Hoffnung, ihn für seine Ideen zu gewinnen. Von Vienne aus legte er dem Reformator in einigen Zeilen drei entscheidende Fragen vor, die Calvin auf sechs Seiten beantwortete. Die neuen Entgegnungen des Wiener Arztes enthielten eine Flut von maßlosen Ausdrücken und Beschimpfungen, so daß der Empfänger dieser Schriftstücke sich in einem berühmt gewordenen Brief an Farel vom 13. Februar 1546 seinerseits sehr bedrohlich also äußerte: „Servet hat mir kürzlich geschrieben und seinem Brief einen dicken Band seiner wahnsinnigen Lehren beigelegt mit der bramarbasierenden Prahlerei, Staunenerregendes und bisher Unerhörtes werde ich darin finden. Wenn ich Gefallen daran finde, verspricht er hieher zu kommen. Aber ich will mich für nichts verbürgen. Denn kommt er hieher, so lasse ich ihn, wenn ich irgend etwas vermag, nicht mehr lebendig wieder fort.“ — Unter dem „dicken Band der wahnsinnigen Lehren“ ist ein Manuskript der „Restitutio“ zu verstehen, das Calvin einige Jahre später an Viret sandte. Im ganzen waren es dreißig Briefe, die Calvin von Servet erhielt, eine verhängnisvolle Sammlung, die uns bald noch einmal beschäftigen wird. Eigentlich ließ die Spannung in den nächsten Jahren wieder etwas nach. Servet verhielt sich still, bis er 1552 endlich einen Drucker für sein theologisches Werk fand, und zwar in unmittelbarer Nähe. Balthasar Arnoullet und Guillaume Guérout besaßen in Vienne eine Druckerei, und hier wurde nun das höllisch-ketzerische Buch der Presse anvertraut, ohne Mitwissen Arnoullets, denn der Verfasser hatte es für klüger befunden, sich nur mit dem libertinisch gesinnten Genfer G. Guérout über die Druckangelegenheit zu besprechen. Verfasser und Verleger wagten indessen nicht, den Namen des Autors preiszugeben, nur am

Schluß des Buches fand sich das unmißverständliche Zeichen  $\frac{\text{M.S.V.}}{1553}$ , d. h. Michael Servetus Villanovanus.

Von diesem Augenblick an nahmen die Ereignisse ihren unerbittlichen Verlauf. Aber wie sie sich im einzelnen entwickelten, ist für uns von größter Bedeutung. Wie einzigartig und natürlich zugleich ist doch alles geschichtliche Geschehen!

Da lebte in Genf ein vornehmer Franzose aus Lyon, namens Guillaume de Trie, ein Flüchtling, der in der Heimat seine altgläubigen Verwandten zurückgelassen hatte. Einer von ihnen, Antoine Arneys, machte ihm deshalb die bittersten Vorwürfe und wies auf alle Schäden des reformierten Bekenntnisses hin. Gerade zu der Zeit, da die beiden Männer in einem Briefwechsel standen, der die denkbar wichtigsten Fragen betraf, kam in Vienne, also nicht weit von Lyon, das anonyme Buch „Restitutio christianismi“ heraus. De Trie benutzte natürlich die willkommene Gelegenheit seinem Freund vorzuhalten, so lange in einer erzbischöflichen Stadt derartige Blasphemien publiziert werden dürften, stehe es mit dem katholischen Glauben noch viel schlimmer. Der Briefschreiber teilte hierauf dem Empfänger einiges aus dem Buche Servets mit und nannte den Verfasser und die Druckerei, aus der das böse Produkt hervorgegangen sei. Der Verwandte in Lyon war wirklich im höchsten Grade betroffen und eilte zu seinem Freunde Ory, dem berühmten Inquisitor. Dieser ließ Servet verhaften und vor Gericht stellen. Aber man konnte ihm nichts beweisen, da er in Vienne unter falschem Namen lebte und die Urheberschaft des Buches mit aller Bestimmtheit leugnete. Umsonst wurde die Druckerei nach den Exemplaren der „Restitutio“ durchsucht. Ohne das geringste belastende Moment an den Tag zu fördern verlief auch das Verhör sämtlicher Druckereiangestellten. Arneys schien voreilig eine Anschuldigung seines Vetters geglaubt zu haben. Er wandte sich also unter dem Druck Orys, der ihm sogar den Brief diktirte oder wenigstens eingab, an de Trie, und nun befand sich dieser in der peinlichsten Verlegenheit. Sollte er als Schwätzer angesehen werden und so das letzte Vertrauen bei seinen Verwandten verlieren, oder sollte er die für Servet sicher verhängnisvollen Beweise ausliefern. Er selber besaß sie allerdings nicht. Sie befanden sich in Calvins Händen und bestanden in jenen dreißig Briefen und einem Exemplar der „Institutio“, die Servet mit seinen heftigen Bemerkungen versehen dem Verfasser zurückgesandt hatte. Calvin wollte das absolut stichhaltige Beweismaterial lange nicht aus den

Händen geben, er tat es endlich doch aus Gründen, die wir noch genauer untersuchen werden. Das Weitere läßt sich eigentlich denken. Arneys erhielt die geforderten Dokumente und ging damit zu Ory. Servet wurde darauf ein zweites Mal verhaftet und verhört. Was soll man denken von all den Widersprüchen und Lügen, in die er sich dabei verwickelte! Es sind ihrer viele gewesen. Mit allen erdenklichen Beteuerungen versicherte er, nie etwas gegen die katholische Kirche geschrieben, überhaupt keine theologischen Werke verfaßt zu haben. Erst als er den Beweisen gegenüber nicht mehr leugnen konnte, gab er das Allernotwendigste zu und erklärte sich schleunigst bereit, sich dem Urteil der Kirche zu unterwerfen. Das Gericht erkannte auf Schuld und ließ den Angeklagten bis zur Fällung des Urteils wieder ins Gefängnis bringen mit der Weisung, ihn gut zu behandeln und noch besser zu verwahren. Um so erstaunlicher ist das Gelingen seiner Flucht, die er am 7. April 1553 unter Überwindung nicht geringer Schwierigkeiten und Hindernisse doch glücklich bewerkstelligte, worauf er in contumaciam zum Tod bei kleinem Feuer verurteilt wurde. Am 17. Juni desselben Jahres ist das Urteil dann an seinem Buch vollstreckt worden.

Das sind in etwas abgekürzter Darstellung die Ereignisse, die dem Genfer Prozeß unmittelbar vorangingen. Halten wir hier einen Augenblick in der Betrachtung des geschichtlichen Verlaufes inne. Wir müssen es tun, um einigen Vorwürfen zu begegnen, die von den verschiedensten Seiten gegen Calvin erhoben wurden, und die vielleicht auch dem Leser in aller Stille aufgestiegen sind.

Die älteste und gewichtigste Anklage stammt von Servet selber. Er beschuldigte den Reformator, daß er nur auf seine Anzeige hin in Vienne verraten worden sei. Von katholischer Seite, zuerst von dem Konvertiten Hieronymus Bolsec, einem der bekanntesten Calvinfeinde, ist diese Behauptung Servets mit allen Mitteln für zutreffend erklärt worden. Von da an geht sie durch die ganze Kirchengeschichte beider Konfessionen. Vor allem hat sich die Aufklärung ein Verdienst daraus gemacht, den finsternen Genfer Theologen zu verdächtigen. Die Rolle, die de Trie in dieser Tragödie spielte, ist darum von vielen bewußt gefälscht worden, als sei er nur das Werkzeug Calvins gewesen und habe seine Briefe auf dessen Diktat hin geschrieben. Der Stil und die besonderen theologischen Kenntnisse de Tries verrieten das. Doumergue ist diesen Argumenten mit aller Schärfe begegnet, und es fiel

ihm nicht schwer zu zeigen, was alles in die Korrespondenz de Tries hineingedacht wurde, nur um ihm die Autorschaft abzusprechen. Überhaupt hätte Calvin eine weit bessere Gelegenheit besessen, Servet zu denunzieren, falls ihm das wirklich eingefallen wäre. Eben zu derselben Zeit reiste nämlich Kardinal de Tournon durch Genf. Man gab sich alle Mühe den günstigen Augenblick zugunsten der fünf in Lyon gefangenen calvintreuen Studenten zu benützen. Was wäre verständlicher gewesen, als wenn Calvin seinen Gegner bei dieser Gelegenheit verklagt hätte. Es geschah aber nicht, obgleich Calvin das Schweigen schwer fallen mußte. Hatte er aber nicht wenigstens vertrauliche Briefe zum Verderben seines Feindes ausgeliefert? Man könnte es glauben, allein: die Briefe waren gar nicht vertraulich, denn sie wurden in diesem Augenblick eben gedruckt, um nach dem Willen Servets der Öffentlichkeit übergeben zu werden. Calvin wußte davon. Was hätte ihn denn noch abhalten sollen, die Dokumente seinem Freund auszuhändigen, der ohne sie ungerechterweise dem peinlichsten Verdacht anheimgefallen wäre. De Trie selber wollte den Feind des Reformators schonen und betonte die Vertraulichkeit seiner Mitteilungen Arneys gegenüber mit allem Nachdruck. In seinem Brief vom 26. März lesen wir: „Or puisque vous en avez déclaré ce que j'avois entendu escrire privément à vous seul Dieu veuille pour le mieulx que cela proufite à purger la chrestienté de telles ordures voyre de pestes mortelles.“ Calvins Verhalten ist geradezu bewunderungswürdig. Er hätte den lästigen Gegner, der ihn bis dahin mit einer beispiellosen Heftigkeit bescholten, der die evangelische Christenheit nach Möglichkeit gefährdet, der zudem eine erschreckende Unwahrhaftigkeit an den Tag gelegt hatte, und dem doch eigentlich keine große Rücksichtnahme mehr gebührte, er hätte ihn am bequemsten durch ein katholisches Gericht aus der Welt schaffen lassen können — und er hat es nicht getan. Heute würde ihn niemand eines Verbrechens beschuldigen, man wüßte wahrscheinlich gar nicht so viel von der Sache, und trotz alledem ist der Servetprozeß dem Genfer Reformator zur unverzeihlichen Sünde gemacht worden. Ganz gewiß ist er für den Tod des Spaniers verantwortlich, aber ob die Unbestechlichkeit und Lauterkeit Calvins durch dieses bedauerliche Ereignis verdunkelt wird, das eben wagen wir zu bestreiten.

\*                      \*                      \*

Wenn Servet einige Monate nach seiner Flucht aus Vienne sich in Genf herumtrieb, so gibt er uns damit ein neues Rätsel auf. Konnte er nicht die Abneigung der calvinisch Gesinnten gegen ihn? Er konnte sie wohl, aber nicht nur sie, sondern auch die Andern, die Libertiner. Hatte er nicht mit G. Guérout sich über die Lage in Genf unterhalten? Doumergue nimmt es an, und wir haben allen Grund es zu glauben. Also trieb ihn doch eine ziemlich klar gefaßte Absicht nach Genf, nicht nur, wie H. Tollin sich etwas mystischer ausdrückt, sein unglücklicher Feuergeist, der gleichsam wie ein unheimlicher Dämon sein Opfer nach der glühend heißen Stätte zog!

Am 13. August, einem Sonntag, wurde der spanische Arzt verhaftet, als er eben im Begriffe stand, einen Kahn zu betreten um seeaufwärts zu fahren. Die Festnahme erfolgte auf Calvins Veranlassung. Von seinen Freunden war er über die Anwesenheit Servets informiert worden und setzte daraufhin den maßgebenden Funktionär in Kenntnis. Dieser kam seiner Pflicht umgehend nach. So wurde Servet in den Kerker gebracht. Nicht er allein. Das Gesetz verlangte, daß bis zur Ermittlung des Schuldigen auch der Ankläger oder ein Stellvertreter sich in Haft begeben müsse. Ein gewisser Nicolaus de la Fontaine, nach katholischer Darstellung ein Küchenjunge Calvins, nach Doumergues Nachweis sein treuer Gehilfe, vermutlich sogar ein Refugiant, stellte sich alsbald dem Gericht als Bürgen zur Verfügung.

Der Prozeß konnte nun beginnen und zwar unter Umständen, die für den Angeklagten gar nicht aussichtslos, für den Kläger aber denkbar ungünstig waren. Seit Jahren war die Situation für Calvin nie mehr so bedrohlich gewesen wie in diesem Augenblick. Auch nach dem Zeugnis der übrigen Reformatoren wollte der Irrlehrer darum nichts anderes als in Verbindung mit den Libertinern seinen Gegner schlagen, und Musculus schrieb am 28. September jenes Jahres an Bullinger: „Servet ist von neuem nach Genf gekommen, um den Haß auszunützen, mit dem die maßgebenden Männer Calvin verfolgen.“

Schon nach drei Tagen nahmen die Verhandlungen eine sehr bedeutende Wendung, indem der große Calvingegner und Libertiner Philipp Berthelier sich des Gefangenen annahm, während Colladon, ein Refugiant, die Anklage vertrat. Servets Hoffnungen wurden durch diese Konstellation verstärkt, besaßen doch die Libertiner und ihre Anhänger im Rat die Mehrheit. Wir wollen die Gesinnung des Reformators indessen auch nicht verhehlen. Er gab ihr in einem vom



20. August 1553 datierten, an Farel gerichteten Brief folgenden Ausdruck: „Ich hoffe, daß das Urteil auf Todesstrafe ausfällt, aber mein Wunsch ist, daß die Grausamkeit des Strafvollzuges gemildert wird.“ Nicolaus de la Fontaine hatte denn auch auf Veranlassung Calvins Antrag auf Todesstrafe eingereicht und sich im Fall einer falsch befundenen Klage für die gleiche Strafe zur Verfügung gestellt.

Gegen Ende August hatte sich unterdessen im Charakter des ganzen Prozesses nochmals eine Wendung vollzogen. Hatten am Anfang rein theologische Gesichtspunkte im Vordergrund gestanden, so richtete sich die Klage sehr zu ungunsten Servets immermehr gegen seine allgemeingefährlichen Ansichten und die Heftigkeit, mit der er sie vertrat. Rillet sagt sogar, Servet sei schließlich nicht als Gegner Calvins verurteilt worden, sondern als Rebell. Doumergue schreibt: „La politique joua dans la terminaison de son procès un beaucoup plus grand rôle que la théologie.“

Am 31. August ereignete sich ein Vorfall, der zwar zum Ausgang des Prozesses nicht viel beitrug, aber doch geeignet ist, uns einiges Licht zu verschaffen. Das Gericht in Vienne hatte nämlich einen Bevollmächtigten abgeordnet, um dem Gefangenen die Frage vorzulegen, ob er nicht lieber sich noch einmal dem katholischen Urteil unterwerfen und nach Vienne zurückkehren wolle. Als Servet diesen Vorschlag vernahm, fiel er vor allen Anwesenden zur Erde und bat unter Tränen, ihn doch hier in Genf zu behalten. Wie groß muß seine Hoffnung auf die Libertiner doch gewesen sein, wenn er vor dem Gedanken an seine Auslieferung an seine ehemaligen Freunde so erschrecken konnte. Der folgende Tag verlief noch dramatischer. Diesmal freilich ohne Servet. Dafür standen sich Calvin und Ami Perrin, der Erz-Libertiner, gegenüber, der zugleich Präsident des Rates war. Kaum jemals entfaltete der Reformator alle seine inneren und äußeren Gaben machtvoller als in diesem Auftritt, der sich am 2. September in der gleichen Heftigkeit wiederholte. Die ganze Kraft seines geschulten Geistes entlud sich hier in seinen Reden, nicht in einem chaotischen Ausbruch, sondern unwiderstehlich klar und zwingend, alle Gedanken schienen ihm untertan und ließen sich meistern zu einer Kette von Erklärungen und Beweisen, die eine unvergleichliche Wirkung hinterließen. Ja so groß war diese Wirkung, daß beschlossen wurde, die Diskussion mit Servet solle fortan schriftlich und lateinisch geführt werden, damit nicht mit ungleichen Waffen gekämpft werde. Wir

beanstanden diesen Entscheid nicht im geringsten. Selbstverständlich soll Calvin mit seiner sprachlichen Überlegenheit nicht im Vorteil sein, wenn dieser Ratsbeschluß nur wirklich dem Streben nach völliger Gerechtigkeit entsprungen wäre. Der Augenblick, in dem er gefaßt wurde, läßt doch auf andere Motive schließen. Und selbst wenn wir mit dieser Verdächtigung unrecht hätten, bewiese das Vorgehen des Rates immerhin, wie sehr man sich in seinem Schoß bemühte, dem Spanier kein Unrecht widerfahren zu lassen. So ging denn der Streit schriftlich weiter. Servet bekam dadurch die Papiere Calvins selber in die Hände und versah sie, wie seinerzeit die „Institutio“, mit seinem unflätigen, geistlosen Kommentar, in dem er endlos die Randglosse anbrachte: „Du lügst, du lügst, bist ein Simon Magus,“ und ähnliches. Calvin hat mehr als hundert solcher Ausrufe gezählt! Hatten alle Genfer Geistlichen die Anklageschrift ihres Hauptes unterzeichnet, so erklärte Servet diesem übereinstimmenden Zeugnis gegenüber, er, Michael, zeichne zwar allein, aber er habe dafür Christus selber als seinen Zeugen für sich. Immer noch hatte sich übrigens die Aussicht für Calvin nicht wesentlich gebessert, und am 4. September sprach sich Beza in einem Brief an Bullinger sehr gedrückt aus und bekannte seine Verwunderung, daß der treue Freund so lange widerstanden habe.

Als Beza dieses Schreiben nach Zürich abgehen ließ, war die Entscheidung eigentlich schon gefallen, freilich auf ganz andere Weise und an einem ganz anderen Ort, als wir vermuten. Am 3. September, wieder an einem Sonntag, hatte sich eine Szene abgespielt, die zu den eindrucklichsten der ganzen Reformationsgeschichte gehört. Wir müssen erwähnen, daß Philipp Berthelier vom Konsistorium, dem geistlichen Rat, von der Teilnahme am Abendmahl ausgeschlossen worden war. Berthelier legte beim weltlichen Rat gegen diesen Beschluß Berufung ein, und seiner Eingabe wurde entsprochen. Der Ausgeschlossene hätte demnach das heilige Mahl von der weltlichen Behörde aus empfangen dürfen. Mit äußerster Spannung erwartete die ganze Gemeinde den 3. September, an welchem es sich entscheiden mußte, wer stärker war, das Konsistorium oder der Rat, Calvin oder die Libertiner, die Kirche Christi oder die allgemeine Opposition. Der Reformator war sich der Wichtigkeit dieser Stunde voll bewußt und zum Äußersten entschlossen. Er erklärte, lieber sterben zu wollen, als eine solche Entweihung des Abendmahles zu dulden. Es ging ihm so ganz um die Sache, um die Ehre seines Herrn, als dessen Diener er sich eingesetzt

wußte. Wie hätte er nachgeben dürfen. Bis zum letzten Platz war die Eglise de Saint-Pierre am 3. September gefüllt. Der Gottesdienst nahm seinen Verlauf, nicht ganz nur seinen gewohnten, denn der Predigt folgte vor der Austeilung des Mahles die eindruckliche Erklärung: „Quant à moy, pendant que Dieu me laissera icy, puisqu'il m'a donné la constance, et que je l'ay prise de luy, j'en useray, quelque chose qu'il y ait, et ne me gouverneray point, sinon suivant la règle de mon maistre, laquelle m'est tout claire et notoire. Comme maintenant nous devons recevoir la sainte Cène de notre seigneur Jésus-Christ, si quelcun se vouloit ingérer à cette table, à qui il seroit défendu du Consistoire, il est certain que je montreray, pour ma vie, tel que je dois.“ Darauf begann die Austeilung. Berthelier zeigte sich nicht. Er hatte den Widerstand an diesem Ort diesem Manne gegenüber aufgegeben. Der Reformator war als Sieger aus diesem Ringen hervorgegangen. Berthelier war unterlegen und mit ihm eigentlich auch Servet.

Dieser hatte schon vor diesem denkwürdigen Tag das Begehren gestellt, es möchte doch seine Sache von der gesamten Kirche beurteilt und ihr deshalb auch unterbreitet werden. Viel Zustimmung konnte der Verfasser der „Restitutio“ von seiten der reformierten Schweizerstädte gewiß nicht erwarten, vielleicht wollte er das auch gar nicht, sondern nur Zeit gewinnen. Der von den Genfern abgeordnete Bote — Calvin hatte dem Gesuch nichts in den Weg gelegt — ging zuerst nach Zürich zu Bullinger, dessen Gutachten das der andern Theologen so ziemlich beeinflusste. Etwas vorsichtig formulierte Bullinger seine Meinung dahin, es sei ratsam an einen solchen Mann Hand anzulegen, besonders da er sicher nicht zufällig von Gott nach Genf geführt worden sei. Indessen werde man dort gewiß das Rechte tun, womit er, Bullinger, zum vorneherein einverstanden sei. Ähnlich klug drückten sich auch die andern Orte aus. Niemand wagte einen bestimmten Vorschlag zu machen, und doch wäre jedermann froh, wenn man auf alle Zeiten nichts mehr von diesem unruhigen Geist zu hören bekäme. So einmütig lauteten die Ansichten über den Angeklagten auch aus der Ferne, daß selbst Calvin auf kein so durchgehendes Verständnis zu hoffen gewagt hatte.

Diese Nachrichten waren es denn auch, die Servet zu Fall brachten. Er versuchte zwar noch ein letztes, nämlich seine Sache vom kleinen an den großen Rat zu bringen. Auffallend ist, daß er überhaupt von diesem Rat wußte und auch sonst über die städtischen Verhältnisse

so gut informiert war. Wahrscheinlich wurde er doch von irgendwelchen Leuten auf dem Laufenden gehalten. Aber diesmal ging der Rat der Fünfundzwanzig nicht auf das Ansinnen Servets ein. Die Stimmung hatte sich hier allmählich verändert. Unter dem Eindruck der übereinstimmenden Antwort, die von den Schwesterkirchen eingetroffen war, und in der wachsenden Erkenntnis von der eigentlichen Gefährlichkeit und Verdrehtheit des unglücklichen Arztes mögen sich die schwankenden Elemente im Rat auf die servetfeindliche Seite geschlagen haben. Es ging ja nicht nur um Calvin oder Servet, das hatten Viele einsehen müssen, und so kam denn das verhängnisvolle Urteil zustande, dessen Art und Weise Calvin so sehr befürchtet hatte, und dessen Schärfe er nun auch zu mildern sich alle Mühe gab. Leider umsonst. Calvin fand kein Gehör zugunsten seines bedauernswerten Gegners. Am Morgen des 26. Oktober wurde diesem eröffnet, daß er am Mittag verbrannt werden sollte. Nicht ohne innerste Anteilnahme lesen wir von seiner im Augenblick der Urteilsverkündung ausbrechenden Verzweiflung. Unaufhörlich rief er auf Spanisch um Erbarmen. Schließlich wurde er doch ruhiger. Noch einmal trat ihm darauf Calvin gegenüber. Er suchte die Versöhnung, aber auch Servets Reue über all seine unerhörten Gotteslästerungen. Indessen blieb das letzte Beisammensein so unerquicklich wie es alle vorhergegangenen gewesen waren. Der Reformator konnte diesen Trotz nicht begreifen, sah vielmehr dahinter nur etwas Dämonisches und schied mit schwerem, kummervollen Herzen von dem Verurteilten. Etwa um elf Uhr vormittags trat dieser seinen letzten Gang an. Farel begleitete ihn darauf, auch um ihn zu einem Eingeständnis seiner Irrtümer und zu einem eindeutigen Bekenntnis der Gottessohnschaft Christi zu bewegen. Wohl bat der Unglückliche um Gnade für seine Fehler, aber im wesentlichsten Punkt, in seinem eigentlichen Zentraldogma, blieb er fest und schwieg. Wir denken heute über dieses Schweigen anders als die Reformatoren gedacht haben. Sie hielten mehr von der Schrift und weniger von der individuellen menschlichen Überzeugung. Und sie hielten mehr von der Anerkennung der Wahrheit und weniger von der Bedeutung unseres irdischen Lebens. Was galt dem Genfer Reformator sein persönliches Leben, wenn es um die Ehre Gottes ging! Wundervoll formuliert Doumergue den weltanschaulichen Unterschied der Zeiten in dem knappen Satz: „Avouons-nous, que nous sommes moins croyants? Evidemment, nous sommes plus humains.“

Der Tod Servets auf dem Scheiterhaufen ist leider durch eine tragische Verkettung unglücklicher Umstände besonders qualvoll gewesen. Das grüne Holz, das verwendet wurde, um durch den Rauch den Bedauernswerten bald ersticken zu lassen, brannte nicht recht, während der Qualm vom unbarmherzigen Wind zur Seite getrieben wurde. Der um den Hals geschlungene Strick wollte seine Pflicht auch nicht erfüllen, und der auf das Haupt gelegte Pechkranz führte ebenfalls den ersehnten Tod nicht herbei. Alle diese Umstände sind dem Reformator zur Schuld gemacht worden, als hätte er sie inszeniert. Wir dürfen solchen Beschimpfungen gegenüber von einer Rechtfertigung füglich absehen. Aber das wollen wir zum Schluß unsern kritischen Lesern noch in Erinnerung rufen, daß während der ganzen Zeit dieses erschütternden Prozesses im gleichen Lyon, das dem Schauplatz unserer Ereignisse so nahe stand, fünf junge Studenten im Kerker der Inquisition ein volles Jahr zwischen Hoffnung und Verzweiflung auf das endliche Urteil harren mußten und in so ganz anderer Freudigkeit den Scheiterhaufen bestiegen. Welch ein Unterschied ist doch zwischen den Märtyrern der evangelischen Kirche und dem Spanier. Ihnen gegenüber kann er wohl kaum mehr als Märtyrer bezeichnet werden. Dazu gehört eine größere innere Klarheit, eine viel standhaftere Liebe zur Wahrheit und ein reineres Gewissen. Und um dieser Verfolgten willen sah sich der Lehrer und Führer aller Evangelischen gezwungen, die Kirche Christi von Irrlehren rein zu halten. Wie hätten in Frankreich die Einen um ihres Glaubens willen sterben sollen, wenn anderorts ihr so unendlich teuer erkaufte Bekenntnis ungestraft verdorben werden durfte. Und wie unlauter war doch der Charakter des Mannes, durch den es zum Teil geschehen war.

Der weitere Verlauf der Genfer Reformation half mit, das Urteil Calvins zu rechtfertigen. Ein halbes Jahr nach Servets Ausgang wurde die Opposition endgültig überwunden. Es kehrte endlich Ruhe ein, und zwar nicht die erzwungene schwüle Ruhe eines unterworfenen Landes, sondern die fruchtbare, friedliche Ruhe eines endlich von seinen Krankheiten geheilten Gemeinwesens. Freilich, was Gott einmal zu Calvin sagen wird, das wissen wir nicht, aber rein geschichtlich betrachtet war es kein Unglück, daß der unselige Geist zum Schweigen gebracht worden war. Viele atmeten auf, und wenn wir heute über die Geschichte seufzen, so vermögen wir nicht zu beurteilen, was der Spanier noch alles angerichtet hätte. Geben wir zu, daß Calvin nach

modernem Empfinden einen Fehler begangen hat, so war es jedenfalls nach dem übereinstimmenden Zeugnis der bibelkundigsten Männer von damals keiner. Selbst Luther und all die andern eindrucksvollen Gestalten jener herrlichen Zeit sind viel weniger makellos, viel ich-erfüllter, fleischlicher, als jener einsame Kämpfer, der immer nur überwinden wollte und so unendlich viel überwunden hat.

---

### **Eine Rechtfertigung Zwinglis wegen übler Nachrede gegen Bern.**

Vor kurzem hat die zürcherische Zentralbibliothek einen Brief Zwinglis an Schultheiß und Räte in Bern erworben, der zwar in der soeben erschienenen Schlußlieferung zu Band XI der großen Zwingli-Ausgabe (Bd. V der Briefe) auf S. 641/42 abgedruckt ist, aber doch verdient, hier einem weiteren Kreise bekannt zu werden. Sein Inhalt geht zurück auf die Situation im September 1515 vor der Schlacht von Marignano. Am 8. September war es nach dem für die Eidgenossen unerfreulich verlaufenen Feldzug, der zu einem steten Zurückweichen und schließlich zur Trennung der Kontingente geführt hatte, zu Gallarate zu einer Friedensabrede zwischen Franz I. von Frankreich und den eidgenössischen Boten gekommen, deren wesentliches Ergebnis in der Preisgabe des Herzogtums Mailand an Frankreich bestand. Die Truppen von Bern, Freiburg und Solothurn, die mit den Wallisern in Domo standen, nahmen den Frieden an und zogen nach Hause. Vor den übrigen Orten, die in Monza lagen, hielt Zwingli am 8. September, also noch vor dem Eintreffen der Nachricht aus Gallarate, die nach der Chronik Anshelms erst am 9. sowohl in Domo wie in Monza anlangte, als Feldprediger der Glarner eine Predigt, worin er zur Einigkeit mahnte (vgl. Zwingliana I, S. 387 ff.). Verbunden mit dem Unwillen der Urkantone, die die enetbirgischen Gebiete nicht preisgeben wollten, und mit dem Einfluß des Kardinals Schiner bewirkte sie, daß die Truppen folgenden Tags, als die Nachricht von Gallarate eintraf, beschlossen, nach Mailand zu ziehen, und die westlichen Orte in Domo aufforderten, das nämliche zu tun und sich mit ihnen zu verbinden. In Mailand wußte dann Schiner am 13. nachmittags das Scharmützel vor der Porta Romana anzuzetteln, das